

Der neue Adam

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Welche Post heute, Franz! sagte Frau Flécheyre, indem sie einen Haufen Briefe auf den Frühstückstisch legte. Und lächelnd, sich zu ihrem Manne neigend: «Errätst du nicht, weshalb alle diese Briefe und Karten?»

Doktor Flécheyre sah sie an mit einem Blick, der aus weiter Ferne kam, aus einem geheimen Lande, wo seine Gedanken weilten. Und sein Blick wurde sehr sanft. Er bemerkte den malvenfarbigen Schlafrock, der zu ihrem noch jugendlichen Gesicht gut stand. Ihre Frage überhörte er und sagte nur: «Marie...»

Und in seiner Stimme lag ein respektvoll zärtlicher Ton, den er nur für sie hatte.

Sie setzte sich neben ihn an den kleinen gedeckten Tisch in seinem Zimmer, wie sie es jeden Morgen seit fünfundzwanzig Jahren zu tun pflegte. Das war der Augenblick, den sie liebte, wo sie allein waren, wo Flécheyre noch frei war von der Sorgenlast, die ihn im Laboratorium und im Krankenhaus erwartete. Lächelnd sah sie ihn an, mit Augen von frischem Blau, das die langen Jahre nicht zu trüben vermocht hatten.

«Franz... errätst du's nicht? Nein? Wir haben heute den 5. Mai 1920... es sind heute dreißig Jahre her, seit du den Lehrstuhl an der Universität und dein Laboratorium übernahmst...»

Er fuhr auf.

«Richtig... dreißig Jahre...»

Er schweig und senkte den Kopf. Sie respektierte sein Schweigen: es schien ihr, als schritte sie hinter ihm her, durch die Vergangenheit.

Er sah sich wieder als junger Chirurg, wie er, begierig seine Forschungen fortzusetzen und voll Ergebenheit für seinen Meister Pasteur, sich in diesem biologischen Laboratorium einrichtete und seine großen Träume hineintrag.

«Was hast du alles in dieser Zeit geleistet!»

«Ja...», gab er zu. «Ich habe einige Resultate erzielt... sehr wenige.»

«Nicht doch», protestierte sie, «und dein Drüsenextrakt! Dieses Serum, das den Organismus der Anormalen belebt und von allen deinen Kollegen heute angewandt wird!»

Er schüttelte den Kopf.

«Pasteur hat viel mehr getan...»

Er öffnete die Briefe und lächelte bin und wieder, gerührt von den Achtungsbeweisen. Marie las über seine Schulter hinweg mit.

«Wirklich, sie übertreiben», sagte er nach dem letzten Brief, während sie sich immer wieder über seine Bescheidenheit wunderte.

«Ich wollte mehr erreichen...», fügte er nachdenklich hinzu.

Er schob die leere Tasse zurück und faltete die Zeitungen auseinander, während Marie im Zimmer hin und her ging. Und bei den kleinen häuslichen Verrichtungen blickte auch sie über ihr verflissenes Leben zurück. Franz berührt... ihre Liebe ungetrübt... ihre Tochter mit Dr. Bayel, einem der Assistenzärzte, verheiratet, Mutter von zwei schönen Kindern; ihr Sohn René, der seine medizinischen Studien beendet hat und im Laboratorium des Vaters arbeitet... Und lächelnd umspannte sie all ihr Glück... Franz... seine Haare waren kaum grau... die Zeit hatte sein schönes imposantes Gesicht nur feiner und sanfter gemacht.

Marie näherte sich ihm, ergriff seine Hand. Er zitterte.

«Sieh doch» — er reichte ihr die Zeitung — «wieder ein Flugzeug zertrümmert, die Passagiere tot... Und Selbstmorde, zwei Fälle von Tobsucht... Verbrechen... Lies diesen Artikel. Man verkündet eine neue Krankheit, eine Neurasthenie, die, wie man behauptet, durch die Wellen des Radio erzeugt wird... Diese Atmosphäre, die wir jetzt atmen, mit Worten beladen, von Botschaften getränkt, unauf-

hörlich von Strömungen durchrauscht, die den Gedanken weitertragen...»

«Hast du es nicht vorausgesagt?» rief sie aus.

«Doch... eine Idee, von der ich nicht loskomme. Die Menschen haben Kräfte entfesselt, die sie nicht mehr bändigen können. Es ist ihnen unmöglich, der Bewegung zu folgen, die sie mitreißt und die sie selbst heraufbeschworen haben... So werden sie aus ihrer Bahn geschleudert. Daher alles Unglück: Verbrechen, Wahnsinn, Neurasthenie, Selbstmord... Um in der heutigen Welt zu leben, müßte man ein Gehirn haben, das widerstandsfähiger ist.»

«Das unsrige wird sich nach und nach anpassen», sagte Marie.

«Aber die Wissenschaft wird ihre Entdeckungen vervielfachen. Und durch das wahnsinnige Tempo übermüdet, am Ende seiner Kräfte, immer mehr überreizt, wird der Mensch zugrunde gehen, ein Opfer seiner eigenen Siege. Es ist kein Paradoxon. Marie... oft fragte ich mich: wie kann man das menschliche Gehirn stärken und potenzieren?»

Flécheyre schweig; ungewollt war er in jene Sphäre gegliedert, die nur ihm allein bekannt war; dorthin konnte ihm Marie nicht folgen.

«Du denkst zu viel!» seufzte sie. «Ich habe Sehnsucht nach Puybronde. Unsere schönen Ferien, wo wir alle vereinigt sind... Deine Ausgrabungen, die aufgewühlte Erde im Sonnenschein, die Kiesel — es wird deinen Kopf ausruhen!»

Er lächelte.

«Ja», sagte er, «in zwei Monaten.»

Und mit einem Ruck erhob er sich.

«Ich muß fort! Man erwartet mich im Laboratorium. Wo ist René und meine Sekretärin? Ich habe sie noch gar nicht gehört.»

«Sie sind sehr früh fortgegangen. Ich glaube, sie bereiten eine Ueberraschung vor.»

Sie schweig, um nicht mehr zu verraten. Er mißdeutete dieses Schweigen.

«Marie... glaubst du, daß zwischen Jacqueline und René... vielleicht... etwas ist?»

Und als ob er seine Vermutung rechtfertigen wollte:

«Denn die Kleine ist hübsch, mit ihrem roten Wuschelköpf!»

Marie protestierte lachend.

«Kameraden... oder vielmehr Bruder und Schwester.» Die kleine Waise, die Flécheyre in seiner Abteilung für Anormale aufgenommen, eine Nervenkranke, die er geheilt und erzogen hatte, liebte René wie einen Bruder. Und er, noch sehr jung, ganz seinem Studium ergeben, dachte nicht an die Liebe... noch nicht...»

Frau Flécheyre schweig. Ihr Lachen erstarb. René's Bild allein erfüllte die Zukunft. Sie hatte Angst vor den Frauen, die seine allzu ernste Jugend über-rumpeln würden, Angst vor dem Leben, das ihn vom Hause entfernen sollte.

Flécheyre liebte es, zu Fuß den Weg zurückzulegen, der den Quai d'Orléans mit der Rue de l'École-de-Médecine verbindet. Er überschritt die Brücke, warf einen Blick auf die Seine, ohne die mattgoldenen Reflexe auf dem grauen Wasser zu bemerken. Er war in dem Menschenstrom untergetaucht, ganz unbewußt, nur von einem einzigen Gedanken beherrscht.

Das Gewühl auf dem Boulevard Saint-Michel brachte ihn wieder zu sich. Nun sah er sich die Menge an. Dieses Kreisen von Menschen und Wagen, dieser doppelte Strom, der vorüberwogte, sich brach, drängte, dieses beständige Keuchen der Stadt schien ihm plötzlich wie ein Symbol der sprunghaften Bewegung des modernen Lebens, jener Bewegung, die von der Wissenschaft unaufhaltsam beschleunigt wird und der zu folgen der Mensch nicht mehr imstande ist...»

Er glaubte jetzt selbst dieses schmerzliche Gefühl zu empfinden.

Ueberholt werden... den jüngeren Kollegen nicht folgen können...»

Die sind ja auch schon überflügelt — welch schwindelerregendes Tempo! Und das Gehirn ist erschöpft, bevor es seine Schätze verausgabt hat. Das Gehirn... es müßte aktiver sein. Wie könnte man das Nervensystem regenerieren, um das Gehirn zu stärken?

Als er die Treppe zum Laboratorium emporstieg, lag die Erinnerung an seinen Geburtstag weit hinter ihm. Er trat ein mit raschem zerstreutem Schritt und abwesendem Blick. Plötzlich bemerkte er, wie seine Assistenten, in der Mitte des Saales versammelt, ihm zulächelten. Er sah die Blumen, die sie über die Tische und die mit Gläsern bedeckten Regale gestreut hatten. Seine Wangen färbten sich; sein Blick wurde dunkler:

«Danke, meine Herren!»

Da löste sich von der Gruppe Vézélise der erste Assistent, der Älteste, machte eine Verbeugung und, sein ernstes Gesicht Flécheyre zugewandt, sagte er:

«Meister! Seit jenem fernen Tage, an dem Sie dies Laboratorium zum ersten Male betreten, haben Sie es kaum verlassen; es sei denn in den allzu kurzen Ferien, die Sie den prähistorischen Studien widmeten; die einzige Zerstreuung, die Sie sich gönnten. Aber welch herrliche Arbeiten sind in diesen Mauern entstanden! Sie haben die stimulierende Kraft der endokrinen Drüsen entdeckt. Durch Ihre Impfungen der Anormalen haben Tausende von beschädigten Organismen eine fast normale Funktion erlangt. Sie haben sie, wenn auch nicht völlig geheilt — das werden Sie vielleicht noch erreichen —, so doch wenigstens gestärkt, verbessert. Sie sind der wahre Nacheiferer Ihres Lehrers Pasteur! Erlauben Sie Ihren Assistenten, Ihnen zu sagen, wie sehr wir Sie bewundern und lieben. Meister! Sie sind uns ein großes Vorbild...»

Flécheyre horchte mit gesenktem Kopfe und winkte ab und zu protestierend mit der Hand. Die müde Falte um seine Mundwinkel war verschwunden. Seine grauen Augen blickten sanft. Er glaubte, seine Jugend besuche ihn, ein melanholischer und zärtlicher Gast, mit dem ganzen Schatz seiner Träume und Pläne, von denen er nur die kleinsten hatte verwirklichen können... Ach, weiter arbeiten, weiter entdecken... Er benedelte seine Schüler, die noch ihr ganzes Leben vor sich hatten.

Vézélise hatte zu Ende gesprochen. Sein Lehrer reichte ihm beide Hände:

«Danke, Vézélise! Danke, meine Kinder!» sagte Flécheyre.

Sein Blick suchte sie, einen nach dem anderen: Marbache, seinen Stationsarzt im Krankenhaus; Plojoux, den zweiten Assistenten; seinen Sohn René; seinen Schwiegersohn Maurice Bayel, der bei ihm seine biologischen Arbeiten fortsetzte; und ein wenig abseits Jacqueline, deren Augen ihm schüchtern zulächelten.

Und er bemerkte ganz hinten den Vater Gray, seinen Laboratoriumsdiener... Ach, weiter arbeiten, bewegt abwandte und bei sich dachte:

Auch ich bin hier vor dreißig Jahren eingezogen...»

Nun trat Maurice Bayel vor. Eine freudige Ungeduld ging von ihm aus. Ueber sein braunes, eckiges, bärtiges Gesicht lief ein Zucken. Und während seine Kameraden ihre vom gleichen Fieber glänzenden Augen auf ihn richteten, entlud er sich seines Geheimnisses wie einer Last:

«Meister! Wir haben eine große Neuigkeit für Sie... eine herrliche Ueberraschung!»

«Ist es dir gelungen, ein Monstrum zu schaffen?» fragte lächelnd Flécheyre, der mit wachsendem Interesse Bayels Studien über die Mutation der Gattungen verfolgt hatte.

«Ein Monstrum!» rief Bayel. «Jawohl! Aber nicht ich habe es erschaffen!»

Vézélise hatte die Tür zu Flécheyre's Kabinett geöffnet, einen engen Raum, dessen ganze Breite — zwischen den mit Büchern und Schädeln bedeckten Regalen und dem mit Gefäßen gefüllten Glaskrank — ein großer Tisch einnahm. Flécheyre bemerkte gegenüber dem Tisch eine flache Vitrine, die er nicht kannte. Schnell verdeckte sie Bayel mit seiner massigen Gestalt.

«Meister», sagte er, «Sie haben dem Professor Boule einen Schädel anvertraut, der von Ihren neuen Ausgrabungen in Puybronde stammt. Ich hoffe, Ihnen an Ihrem Ehrentage verkünden zu können, daß dieser Schädel der alten Rasse der Neanderthaler angehört — Sie selbst hatten kaum gewagt, diese Vermutung zu äußern...»

«Und nun?» fragte Flécheyre brüsk.

«Meister, Professor Boule bestätigt, daß er auf das Ende der Tertiärzeit zurückzuführen ist!»

«Was sagst du?» rief Flécheyre, und seine Stimme zitterte.

«In pliozänen Lagerungen der Berge gefunden!» schloß Bayel triumphierend. «Es ist noch kein Menschenschädel, sondern der Schädel eines Affenmenschen! Der Bruder jenes Pithekanthropos, den Doktor Dubois aus Java mitgebracht hat und der bis jetzt das einzige Exemplar seiner Gattung war.»

Damit trat er beiseite und gab die Vitrine frei. Da sah man auf rotem Samt bronzenfarbene Knochen, glatt und glänzend wie Metall, und, zwischen einem Oberschenkel- und einem Oberarmknochen, eine längliche Schädeldecke mit fliehender Stirn und ungeheurem Augenhöhlenpolster, das von ungeschickter und brutaler Hand geknetet schien. Der ganze Ausdruck des zerstörten Gesichts war unter diesem harten, drohenden Bogen versteckt, der ein unerhörtes Geheimnis zu bergen schien.

Flécheyre, über die Vitrine gebeugt, streckte seine zitternden Finger vor.

«Ein Vorläufer...», murmelte er.

Schweigen ringsum, von dem überschäumenden Bayel unterbrochen:

«Professor Boule gibt als Schädelindex den des Pithekanthropos an! Und der Oberschenkelknochen ist, genau so wie jener aus Java, von einem Geschöpf, das sich aufrecht hielt. Und außerdem haben wir den Oberarmknochen, den einzigen erhaltenen Oberarmknochen aus der Tertiärzeit! Professor Boule hätte gern Ihren Affenmenschen behalten, Meister! Aber ich finde, er nimmt sich hier sehr gut aus!»

Er öffnete die Vitrine, nahm vorsichtig die schwere versteinerte Schädeldecke heraus und präsentierte sie Flécheyre:

«Wie schwer sie ist!» sagte er voller Bewunderung.

Flécheyre nahm sie, kehrte sie mit respektvollen Händen um und beugte sich über die dunkle ovale Schale.

«Welcher Zeit hat es bedurft, um diese Patina zu schaffen?» sagte er nach langem Schweigen.

Und fügte hinzu:

«Der Zukunftsmensch wird vielleicht ebenso unsere Skelette betrachten... als wären es Entwürfe!»

«Die Natur arbeitet besser als du, Maurice, wenn sie daran geht, ein Monstrum zu schaffen!» scherzte René.

«Professor Boule hat das Innere der Schädeldecke von dem kieselartigen Niederschlag befreit, der sich dort festgesetzt hatte», sagte Bayel.

«Ja...», sagte Flécheyre leise. «man erkennt die Reihenfolge der Windungen.»

«Sehen Sie, meine Herren, das Gehirn hat seinen Abdruck hinterlassen; es ist nicht mehr das eines Affen. Es ist das erste Menschengehirn!»

Und seine Stimme schlug um, eine Folge der wachsenden Erregung.

«Ein klein wenig mehr von der grauen Materie, ein paar Windungen mehr, und die größte Umwälzung der Welt nahm ihren Anfang...»

Er schwieg, und die jungen Menschen um ihn schwiegen ebenfalls, von der Bewegung des Meisters er-

griffen. Alle fühlten sie das dunkle Band, das sie über Jahrtausende hinauf mit diesem Menschenentwurf verband. Der begeisterte René brach das Schweigen:

«Ach! Ich sehe, wie dieser erste Mensch inmitten der terrorisierten Affen aufstand! Welche Panik!»

«Und folgte welcher Mutation?» rief Bayel.

«Oder welcher tausendjährigen Evolution?» erwiderte Vézélise lächelnd.

«Eine Mutation...», sagte plötzlich Flécheyre mit seltsamer Stimme.

Sein Gesicht, das den Gedanken widerspiegelte, schien ihnen wie erleuchtet.

«Eine Mutation...»

Er schwieg, in eine Idee versunken, die ihm gerade eingefallen war.

Sein fester Blick schien die Schädeldecke des Vorläufers zu befragen. Seine Hände umspannten sie, als ob sie eine Antwort festhalten wollten. Die jungen Leute respektierten sein Schweigen. Es war, als fühlten sie etwas von diesem stummen Zwiegespräch.

«Warum noch länger warten?» fragte endlich René leise, als hätte er in seines Vaters Gedanken gelesen. «Warum nicht den Fortschritt beschleunigen und schon jetzt den Zukunftsmenschen schaffen?»

«Indem man die Mutation herausfordert», sagte Bayel erregt. «Ist dies nicht das logische Ziel Ihrer Arbeiten, Meister?»

Die jungen Leute blickten Flécheyre mit gierigen, unruhigen Augen an, in Erwartung eines vorsichtigen Protestes. Sie glaubten, die Antwort voraus zu wissen — sie lasen sie auf dem ernstesten, leuchtenden Gesicht.

«Warum nicht?»... sagte er endlich.

Vézélise sah ihn überrascht an und wandte sich ein wenig ab. Flécheyre dachte an die neue Drüsenkombination, die er erzielt hatte, und deren erstaunliche Wirkung noch lange nicht voll ausgenutzt war.

Die Gehirnsubstanz anregen, sagte er sich, in den Gehirnlappen eindringen... die Mutation des Gehirns provozieren. Doch er sprach nicht mehr. Worte reichten nicht aus, um die wunderbare Vision auszudrücken: der Zukunftsmensch mit schneller arbeitendem Gehirn, der in einem Augenblick Zusammenhänge feststellen würde, die Generationen von Gelehrten nicht zu erkennen vermochten. Der neue Mensch... er würde die staunende Menge überragen, die Zukunft an sich ziehen, sie uns greifbar nahe bringen...

Flécheyre stellte den schweren Schädel wieder in die Vitrine zurück, und, als hätte er von ihm eine

geheimnisvolle Inspiration erhalten, sagte er mit derselben fernen Stimme:

«Warum nicht?»

Es schien, als hätte die bloße Gegenwart dieser hunderttausendjährigen Knochen die kühnsten Phantasien wahrscheinlich gemacht.

Flécheyre erwachte plötzlich aus seiner Versunkenheit. Er sah seine Assistenten an.

«Sich da, wir werden poetisch!»

«Vater!» rief René wie im Fieber, «versuch's! Ich biete dir mein Gehirn an, ich bin meines Erfolges sicher! Und ich werde klug sein, Vézélise, und ich werde beredter sein als dein Ungeheuer, Maurice!»

Sein Vater sah ihn bewegt an. Der Scherz entlockte ihm ein Lächeln.

«Wer weiß? Bei dem aktuellen Stand unserer Wissenschaft ist das Experiment unmöglich. Aber später... wenn ich nicht mehr da sein werde... vielleicht wird es dir, René, eines Tages vergönnt sein, das Experiment zu versuchen?»

Sie schwiegen, als lauschten sie auf den Nachklang dieser Worte in sich selbst. Dann reichte Flécheyre den jungen Leuten die Hand, mit seinem gewohnten, liebevollen und fernen Lächeln. Die Tür schloß sich hinter ihnen, und er setzte sich an seinen Tisch.

Zwischen zwei Tulpensträußen eine große Photographie von Pasteur, dessen Augen ihm zu folgen schienen. Ein Ausspruch seines Lehrers kam ihm in den Sinn: «Ich habe bis jetzt nicht am Menschen zu experimentieren gewagt...»

Später hat er gewagt... dachte er.

Und plötzlich fühlte sich Flécheyre glücklich, als hätte er einen Gipfel seines Lebens erreicht.

Ich will arbeiten, beschloß er.

Er suchte auf dem Tisch den angefangenen Bericht für die Akademie der Medizin und fand den unterbrochenen Satz:

«Jedesmal, wenn es uns gelungen war, das Serum dieses Drüsenkomplexes dem Gehirn eines Kaninchens einzupumpen, konnten wir, einige Stunden vor dem Tode, intensive Reaktionen konstatieren...»

Flécheyre schraubte seinen Füllfederhalter auf, überlegte einige Minuten und schrieb:

«Das ist ein Beweis für die außergewöhnliche Beeinflussung der Gehirnsubstanz durch diese Drüsen, die, auf schwache Organismen übertragen, sie derartig anregen...»

Er machte eine Pause. Er hatte die seltsame Empfindung, daß der geheimnisvolle Wille eines Zeugen ihn lähmte. Er blickte auf, sah wieder die Schädeldecke, dachte sich das fehlende Gehirn dazu: ein Gesicht mit vorstehendem Oberkiefer, unter den riesigen Wölbungen runde, leere Augenhöhlen, die er

befragte und ihn verfolgten wie ein Blick... Er wollte sich beherrschen, seinen Geist zwingen und griff zur Feder. Doch immer wieder bemächtigte sich seiner die gleiche seltsame Halluzination. Da hörte er auf zu schreiben.

Nach einer Weile kam Flécheyre wieder zu sich. Es klopfte beharrlich und respektvoll an seiner Tür.

«Herein!»

Er wandte sich um und sah Vézélise.

«Meister!»

Vézélise reichte ihm ein Blatt Papier, auf dem ein Name gekritzelt war. «Hervé Silenieux...», las Flécheyre.

Er sammelte seine wirren Gedanken und blickte auf seinen Assistenten.

«Ein Stipendiat, nicht wahr, der beim Examen durchgefallen ist? Armer Teufel; was nun?»

«Meister, er war heute früh hier, um Sie zu sprechen. Was er hoffte? Vielleicht ein Wort des Trostes... Sie waren noch nicht da. Vater Gray hat ihn beschrieben: blaßes, verzweifeltes Gesicht, ärmliche Kleidung... einer, der seit Tagen nichts gegessen hat, sagte er mir. Und nun war ich eben bei ihm... Ein ganz merkwürdiges Zimmer, Meister... völlig leer. Als einziges Mobilier nur ein Haken in der Zimmerdecke und ein Schemel...»

«Flécheyre, durch die Blässe von

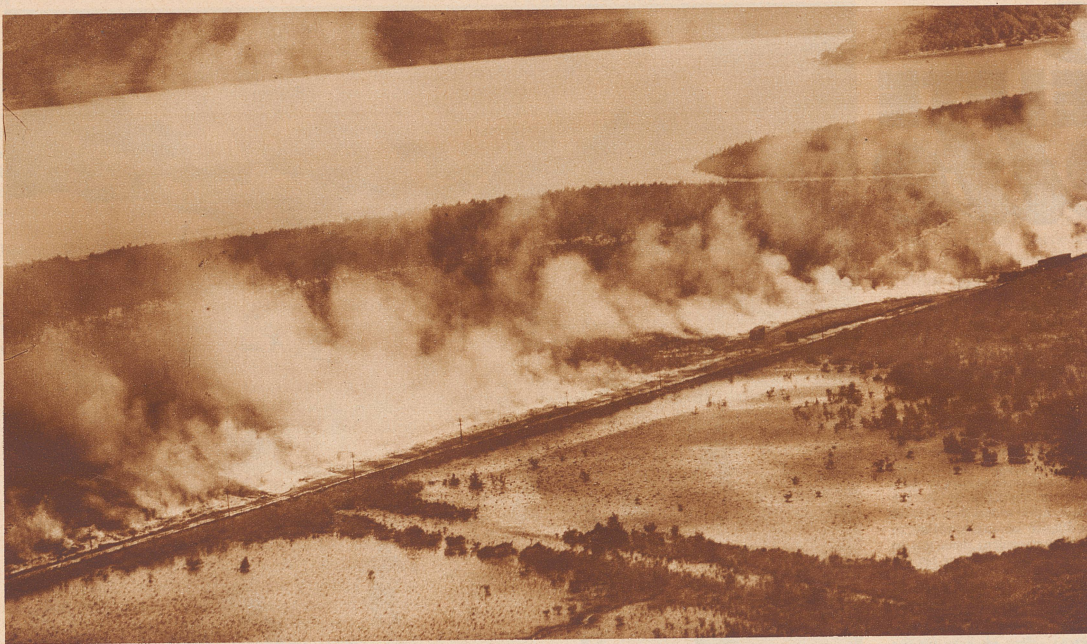
(Fortsetzung Seite 100)



Fritzi Massary

in dem Schauspiel «Nina» von Bruno Frank in ihrer Doppelrolle als Filmstar und als ihr eigenes Double

Fritzi Massary, die Frau Max Fallenberg, ist ein Wunder an Jugendlichkeit: sie, die Schwiegermutter des Schriftstellers Bruno Frank, spielt in seinem Stück die junge weibliche Hauptfigur. — Ueber ihr Alter gehen wilde Gerüchte, aber niemand ist instande es genau zu wissen; vor längerer Zeit brannte nämlich auffälligerweise die Kirche und das Pfarrhaus ihrer Heimatgemeinde ab, in dem die Geburtsregister aufbewahrt wurden; sie ließ aus ihrem Privatvermögen die beiden Gebäude neu erbauen



**Kaffee wird,
stark geröstet,
verbrannt
10000 Sack täglich!**

In Santos (Brasilien), wo sich der Kaffee mangels genügender Nachfrage in enormen Vorräten angehäuft hat, wird zu drakonischen Maßnahmen gegriffen, um eine «Kaffee-Inflation» zu vermeiden: Täglich werden 10 000 Sack Kaffee verbrannt und dies soll fortgesetzt werden, bis die Zahl von 9 Millionen Sack erreicht ist; bisher wurden ca. 3 Millionen Sack vernichtet. Mit Tee vermischt wird der Kaffee auch als Heizmaterial für Maschinen verwendet. — Das Verbrennen hat sich als die einzige durchführbare Vernichtungsmethode erwiesen; ins Meer versenkt, stieg der Kaffee in großen überlebenden Klumpen wieder auf.

Vézelize aufmerksam geworden, sah ihm tief in die Augen.

«Ja, Meister, er hat sich erhängt. Aber der Strick war schlecht . . . er ist gerissen. Und ich fand ihn rüchelnd am Boden . . .»

«Ach!» rief Flécheyre aus.

Er schwieg, und Vézelize erriet seine Gemütsbewegung.

«Niemand konnte es ahnen, Meister . . . er war sehr verschlossen. Ich habe ihn auf Ihre Station gebracht, Saal 7, Nummer 27. Marbache glaubt, daß er einen Schädelbruch hat.»

«Gehen wir zu ihm», sagte Flécheyre und stand auf.

Er stieß die Papiere fort, blickte um sich, als verabschiedete er sich vor irgend jemand, und wandte sich an seinen Assistenten:

«Hast du seine Familie benachrichtigt?»

«Meister, er ist im Armenhaus erzogen.»

«Also hatte er eine andere Familie . . .», sagte Flécheyre langsam. «Aber auch diese hat ihn im Stich gelassen.»

In dem engen Zimmer, wo Nummer 27 allein lag, stand eine Schwester auf. Flécheyre beugte sich über das Bett. Unter den Kompressen, die den Kopf bedeckten, lag das eingefallene Gesicht des gealterten Studenten, unbeweglich, mit geschlossenen Augen. Die Wimpern zeichneten zwei dunkle Bogen auf dem vertrockneten Fleisch, das seine Jugend eingebüßt hatte, ähnlich den Pflanzen, die ein tödlicher Wind in einer einzigen Nacht austrocknet. Der blasser Mund war halb geöffnet. Flécheyre löste den Verband, indem er den bewegungslosen Kopf vorsichtig zwischen seine Hände nahm, und prüfte lange die blutige Wunde, deren zerfetzte Haut Marbache unter den schwarzen Haaren ausrasiert hatte.

«Wir werden heute abend eingreifen, um den Druck zu vermindern», sagte er zu Marbache im Hinausgehen.

«Halten Sie ihn für hoffnungslos, Meister?» wagte der Stationsarzt zu fragen.

Flécheyre antwortete nicht.

Er machte die Visite mit der ihm eigenen Genauigkeit. Nur Marbache bemerkte den sonderbaren Klang seiner Stimme, sein Stirnrunzeln, gewisse automatenhafte Gesten und war über die Blässe seines Chefs erschreckt. Während Flécheyre von Bett zu Bett ging, sich wie gewöhnlich ans Lager der anormalen Kinder setzte, ihre Haare streichelte und der Schwester zuhörte, drängte sich ihm eine Idee hartnäckig auf, bohrte in ihm mit unerbittlicher Schärfe: Warum sind meine Forschungen nicht weiter vorgeschritten? Gerade solch einen Fall brauchte ich . . . und das Schicksal schickt ihm mir . . . das Schicksal . . .

*

In den folgenden Tagen vermehrte Flécheyre die Zahl seiner Experimente am Gehirn von Kaninchen, Meerschweinchen und Hunden. Das Laboratorium füllte sich mit sterbenden Tieren. Die meisten gingen in zwei Tagen ein. Wenige hielten länger aus. Flécheyre ging an ihren Käfigen vorbei und fing den demütigen, leidenden Blick von all den Tieren auf, die am Leben verzweifelten. Nur ein Meerschweinchen und ein Hund schienen sich wieder zu erholen. Flécheyre beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Dann schloß er sich in seinem Kabinett ein. Seinen Assistenten fiel sein zerstreuter Schritt, sein abwesender Ausdruck auf. Vater Gray sah ihm nach und schüttelte seinen struppigen Kopf. Wenn er zufällig die Tür ein wenig öffnete, um ihm einen Brief zu bringen, sah er seinen Herrn in dem vom Tisch abgerückten Sessel versunken, gegenüber der Vitrine, den angsterregenden Blick auf den Schädel des Affenmenschen gerichtet. Dann machte sich Gray aus dem Staube und murmelte, während er die Gefäße reinigte: «Ich hab's ja gesagt . . . seit sie hier die verdamnten Knochen reingelegt haben, ist er wie verhext . . .»

Seit einer Woche rang Flécheyre mit dem Tode um den Körper von Silenrioux.

Am siebenten Tage, als er nach der Untersuchung sein Laboratorium betrat, gestand er sich, daß er gar keine Hoffnung mehr hatte.

«Ich, der so viele sterben sah . . . warum kann ich den Gedanken an Silenrioux' Tod nicht ertragen?»

Er ließ sich in den Sessel fallen und versank in so tiefes Nachdenken, daß er darüber die Zeit vergaß.

Wie im Traum vernahm er den raschen Ton der Wanduhr, die drei Uhr schlug, und dann, bald darauf, vier . . .

Er dachte: der Mechanismus ist nicht in Ordnung . . . Und seine Augen kehrten wieder zum Schädel des Vorläufers zurück, einem stummen Ruf gehorchend. Auf dem matten Samt leuchtete die Schädeldecke wie ein Stück Bronze zwischen den zerstreuten und glänzenden Knochen. Und um sie gruppierten sich Visionen, scheinbar ohne Zusammenhang: das in dem Glasschrank eingeschlossene Gefäß, in dem, von Flüssigkeit umgeben, die geheimnisvoll belebenden Zellen ruhten. Eine Impfpinzette daneben drängte sich ihm wie ein lebender Gegenstand auf. Und plötzlich sah Flécheyre diese Pinzette in Bewegung: sie tauchte in das Gefäß, ergriff ein Teilchen des Präparats, drang durch die gährende Oeffnung eines Scheitelbeins bis ins Innere eines Gehirns und berührte einen Punkt, den er hellseherisch erkannte, als läge dieses Gehirn geöffnet vor ihm.

Und dann erschien ihm ein vor der nahenden Agonie verwüstetes Gesicht in einem weißen Zim-

mer, wo zwei Schwestern einen dem Delirium verfallenen Körper bändigten.

Flécheyre streckte seine Hände vor, um die Vision zu verscheuchen. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Dann tauchte vor ihm das Geschöpf mit dem verwandelten Gehirn auf, der Vorläufer, dessen Kommen die Jahrhunderte überspringende Wissenschaft näherrückte: ein durch seine gesteigerte Intelligenz allmächtiges Wesen . . .

Flécheyre erhob sich, ging auf und ab, wollte die Vision abschütteln.

Vergeblich! Sie wurde noch deutlicher: ein wunderbares Experiment, das die Biologie umstürzte und dessen Resultate unberechenbar wären. Das Antlitz der Welt würde sich verändern. Die hundertjährigen Träume würden Wirklichkeit . . . Welcher Ruhm für Flécheyres Laboratorium! Er selbst würde zu den Wohltätern des Menschengeschlechts gerechnet werden . . . seinem Lehrer Pasteur ebenbürtig . . . sogar größer als Pasteur . . . Mit demütiger Ungeduld wies er diesen Gedanken von sich. Nein, nicht der persönliche Ruhm reizte ihn. Es ist der Ruf des Unbekannten, der die Männer der Wissenschaft mit Fortreiß und ihren Entdeckungen eingibt. Dieser Sterbende würde den Anfang bilden . . . Dann sollte das Serum im Gehirn wirken, käme ein anderer an die Reihe . . . der leben würde.

Und von widersprechenden Argumenten hin und her gerissen, kämpfte Flécheyre mit seiner Idee wie mit einem lebenden Wesen. Zuweilen schrie er laut, als wollte er sich selbst beschwören:

«Nein, nein, noch nicht . . . Meine Methode ist noch nicht sicher genug . . . Ich habe kein Recht . . .»

Und wenn er in seinem fieberhaften Spaziergang an der Vitrine vorbeikam, schloß er die Augen, um die verhexten Knochen nicht zu sehen, die ihn in Versuchung führten.

Ich will noch ein paar Tage warten . . .

Und wenn der Mann inzwischen stirbt?

Ich werde die Abendprognose abwarten . . .

Heute abend . . . Flécheyre zitterte und sah nach der Uhr.

Wie spät es ist!

Er öffnete die Tür. Vézelize und René erschrecken, als sie sein bleiches Gesicht und seine schwarz geränderten Augen sahen.

«Es ist Zeit», sagte er, «kommt!»

Während der Autofahrt sprach Flécheyre kein Wort. Sie erstiegen hinter ihm die große Treppe. Am Ende des Ganges kam ihnen Marbache entgegen.

«Zuerst Nummer 27», sagte Flécheyre. «Wie geht es ihm?»

«Das Fieber steigt. Ich habe auf Sie gewartet, Meister, wegen der Spritze . . .»

(Fortsetzung folgt)



Früher Fr. 690.-
 30% " 2107.-
 Jetzt nur noch 483.-

30%

Wer jetzt kauft, spart Geld!

Doppelschlafzimmer in birkenfarbigem Garantieh Holz. Ein Beispiel der einzigartigen Vorteile unseres Ausverkaufs. Die ohnehin billigen Preise ausnahmsweise noch einmal um 30% gesenkt. Das sind Ersparnisse, die ins Gewicht fallen. Eine Gelegenheit, die nicht verpaßt werden darf, will man sich nicht selbst schaden. Dieses Schlafzimmer in guter, schwerer Ausführung — Schweizer Qualitätsarbeit — ist jetzt kurze Zeit Fr. 207.- billiger. 207 Franken rein erspart! Wer kann sich da noch besinnen?

30%

Wer jetzt kauft, spart Geld!

Speisezimmer in sorgfältig sortiertem Garantieh Holz, in Eichenfarbe. Jetzt im Ausverkauf eine wahre Occasion. Ein so kernsolides Qualitätszimmer mit 30% Rabatt. Kommen Sie, prüfen Sie, kritisch und scharf. Kaufen Sie aber nur, wenn Sie sich wirklich überzeugt haben, daß Sie hier erstklassige Möbel mit großem Gewinn kaufen. Sie sparen hier beim Kauf jetzt auf einmal Fr. 135.—!



Früher 450.-
 30% " 135.-
 Jetzt nur noch 315.-

Teil-Ausverkauf 30% Möbel-Pfister A G

Amtlich bewilligt vom 18. Januar bis 6. Februar

Wenn gute Pfister-Möbel mit 30% Rabatt verkauft werden, dann ist dies eine

OCCASION

im besten Sinne des Wortes. Zuwarten hieße Geld verlieren. Jetzt gekauft heißt Geld gewonnen.

- Schlafzimmer . Fr. 690.-
- Speisezimmer . " 450.-
- Ganze Aussteuer Fr. 1140.-
- 30% Ersparnis . " 342.-
- Jetzt nur noch . Fr. 798.-

BASEL, GREIFENGASSE 3

Ausschneiden und einsenden _____

AN DIE MÖBEL-PFISTER A.-G.

Erwarte gratis Ausverkaufsprospekt. Interesse für ganze Aussteuer, Schlaf-, Speise-, Herrenzimmer. (Nichtgewünschtes streichen). Kein Prospekt über Einzelmöbel, wir bitten um Lagerbesuch.

Name: _____

Wohnort: _____

Straße: _____